

Frauenbeziehungen und Modernisierung. Zehn Thesen

Irene Stoehr

Die protestantische Reformation hatte im wörtlichen Sinne frauenbefreienden Charakter: In Holland und Deutschland wurden im 16. Jahrhundert Nonnenklöster und Begenstifte von Reformatoren aufgelöst und zerstört. Das geschah im vermeintlich wohlverstandenen Interesse der (in ihnen eingesperrten) ledigen Frauen, um deren Wohn- und Lebensgemeinschaften durch heterosexuelle Ehegemeinschaften zu ersetzen. Auf eben diese Weise befreite der prominente deutsche Reformationsführer Martin Luther die Nonne Katharina de Bora zu ihrer wahren Bestimmung als Gattin und Mutter seiner Kinder.

Die moderne Medizin, die sich im 18. Jahrhundert als Naturwissenschaft institutionalisierte, verdrängte das kommunikative Ereignis der Niederkunft. Seitdem ist die Medikalisation von Geburt und Schwangerschaft zur serienmäßigen Abgabe des Fötus in die Zange des Gynäkologen fortgeschritten, der im Kreißsaal die Produktion überwacht, und an der andere Frauen nur noch in medizinischen Funktionen teilhaben.¹ Die Herausbildung der privaten Hausarbeit als unbezahlte Frauenarbeit seit dem Ende des 18. Jahrhunderts führte zur Isolation zunächst der bürgerlichen, später prinzipiell aller Frauen voneinander. Der Arbeitsplatz der modernen Hausfrau in jeweils einem privaten Haushalt ist der bezahlten, außerhäuslichen Erwerbsarbeit des zugehörigen Ehemannes komplementär zu- und untergeordnet; beide werden aufgrund fortschreitender Rationalisierung der Privatsphäre einander angeglichen. Es entsteht eine „Frauensphäre“, ein Begriff, der anheimelnd nach einem Ort klingt, wo Frauen sich zu begegnen pflegten. Doch die Gemeinsamkeit wird zur Abstraktion: einer Sphäre, in der ein „weiblicher Geschlechtscharakter“ als Zuschreibung für alle Frauen erst entstehen kann. Sie bezeichnet die Zusammenfassung aller individuellen Haushalte als Orte, wo jede Frau für sich allein, aber eben in gleicher Weise waltet. Wie gefährlich Frauenkontakte für die historische Durchsetzung des Typus der modernen Hausfrau gehalten wurden, zeigt die eindringliche Warnung

¹ Vgl. Barbara Duden, *Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Essay*, Hamburg/Zürich 1991.

vor dem „Umgang mit plaudersüchtigen Frauen“, die „Das häusliche Glück“, ein 1882 erschienener „vollständiger Haushaltsunterricht ... für Arbeiterfrauen“ enthielt, der eine Gesamtauflage von einer Viertelmillion Exemplaren erreichte und in mehrere Sprachen übersetzt wurde.

Das sind nur einige Beispiele für das prekäre Verhältnis von traditionellen Frauenbeziehungen und Modernisierungsprozessen in den letzten fünf Jahrhunderten, vor deren Hintergrund ich zehn Thesen formulieren möchte:

1. Gesellschaftliche Modernisierungsprozesse scheinen mir von einer Tendenz zur Kontrolle bestehender Kommunikationsstrukturen begleitet zu sein, die besonders auf Frauen zielen, und zwar unabhängig davon, ob es sich um gesellschaftliche Folgen technisch-ökonomischer Neuerungen oder politischer Bewegungen und Revolutionen handelte. Die Durchsetzung der „Moderne“, die ich mit der Reformation beginnen lasse, setzte die Zerstörung gewachsener Frauenbeziehungen voraus oder hatte sie zur Folge; nicht selten gehörte die Trennung der Frauen voneinander zum fortschrittlichen Programm. Wenn viele Frauen am „Althergebrachten“ festhielten oder immer wieder darauf zurückkamen, anstatt für alle „Neuigkeiten“ ihre Finger zu krümmen, wenn sie sogar lieber in Unterdrückung verharrten, als ihre Emanzipation zu betreiben, so könnte es sein, daß sie sich nicht von alledem gleich mit befreien lassen wollten, was sie sich womöglich in den alten Verhältnissen selbst an Lebens- und Liebenswertem geschaffen hatten. Ich vermute, daß Frauenbeziehungen hier an erster Stelle zu nennen wären.

2. Der Modernisierungsprozeß ist aber nicht als eine lineare Akkumulation z. B. von Rationalisierung und Individualisierung vorzustellen, der ein ebenso kontinuierliches, schrittweises Ausmerzen von Frauenbeziehungen mit sich bringt. Es ist ja auch bekannt, daß sich in der neueren Geschichte immer wieder neue Frauenzusammenhänge gebildet haben, die sich entweder an traditionellen Mustern orientierten — bei Integration „moderner“ Elemente — oder sich überwiegend im Zeichen der Moderne organisierten, wie z. B. die Frauenberufsverbände um 1900.

3. Ich habe den Eindruck, daß die Tendenz zur Zerstörung von Frauenbeziehungen als Modernisierungsprozeß in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts gewissermaßen auf die Spitze getrieben wurde, so daß darüber hinausgehende Erscheinungsformen in diese Richtung seitdem kaum feststellbar sind. Der Wunsch nach Befreiung von allen Repressalien des Kaiserreichs nach dem Ersten Weltkrieg führte bei gleichzeitiger Veröffentlichung des Privatlebens zur Aufwertung heterosexueller Partnerschaften im Berufs- und Freizeitalltag sowie in — auch außerehelichen — Liebesbeziehungen. Mit anderen Frauen zusammen in der Öffentlichkeit zu erscheinen, galt als „altmodisch“, wenn es nicht der gemeinsamen Annäherung an das andere Geschlecht dienen sollte. Der Reduktion gleichgeschlechtlicher Zu-

sammenhänge — vor allem von Frauen — entsprach die Angleichung der äußeren Erscheinung der Frau an die des Mannes („Bubikopf“). Gegen die Vereinzelung der „Neuen Frau“ in der heterosexuellen Partnerschaft hielten sich bezeichnenderweise als intakteste weibliche Gegenöffentlichkeit bis in die Zeit des Nationalsozialismus die katholischen Jungfrauen- und Müttervereine.²

Von diesem Trend zur Zerstörung von Frauenbeziehungen war nicht zuletzt die Mutter-Tochter-Beziehung betroffen. Die in den zwanziger Jahren populären tiefenpsychologischen Theorien zur frühkindlichen Entwicklung gaben unverhohlen oder unterschwellig den Müttern alle Schuld an schlechten oder problematischen Ergebnissen.³ Die Entmündigung der Mütter bereitete den Boden für offene Trennungs-Kampagnen. Fortschrittliche Ehe- und Sexualberatungsstellen legten jungen Frauen bei ihrer Heirat nahe, um ihrer Ehemänner willen auf die Fortsetzung enger Kontakte mit ihren Müttern zu verzichten.⁴

4. Es ist charakteristisch für die durch „die Moderne“ gefährdeten Frauenbeziehungen, daß sie *nicht* auf eine ausschließliche und intime Zweisamkeit angelegt waren. Rationalisierungs- und Individualisierungsfortschritte dürften sich vor allem gegen diffusere Frauenbeziehungen gerichtet haben, solche nämlich, die auf der einen Seite in öffentliche Räume hineinreichten und die auf der anderen Seite erotische Anteile enthielten, die nicht unmittelbar, auch nicht von den Beteiligten, als solche erkannt wurden.

5. Heterosexuelle Beziehungen waren lange durch Rationalisierung und Individualisierung nicht gefährdet; sie werden es allerdings möglicherweise in der post-industriellen „Risikogesellschaft“.⁵ Als neue Zweisamkeit in einer sich von der Berufswelt und Öffentlichkeit trennenden „Privatsphäre“ waren heterosexuelle Beziehungen sogar ein Motor der Moderne — zumindest so lange, wie nicht nur die „Rollen“, sondern auch die Arbeit von Männern und Frauen komplementär organisiert waren, nämlich außerhäuslich und häuslich. Zerstörbare informelle hete-

2 Doris Kaufmann, Vom Vaterland zum Mutterland. Frauen im katholischen Milieu der Weimarer Republik, in: Karin Hausen Hg., Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1987, 254—279, 267ff.

3 Eine „seelische Gefährdung“ des Kindes werde nicht nur dann eintreten, „wenn die Mutter das Kind lieblos behandelt, sondern, umgekehrt, auch wenn sie es allzusehr an sich selbst fesselt“, schrieb 1930 eine prominente sozialistisch-feministische Individualpsychologin und folgerte, daß mit der „guten Absicht ... beide Fehler nur im größten zu vermeiden“ seien. „Ohne aufmerksames Erkennen der frühkindlichen Seelenregungen, der mannigfachen Widerstände gegen die gutgemeinte Erziehung, den Charakter des kindlichen Lebensplans wird die Mutter ihrer Erziehungsaufgabe nicht oder nicht genügend gewachsen sein.“ Dr. Alice Rühle-Gerstel, Optimistische Seelenkunde, in: Ehe- und Elternberatung, Beilage zu „Mutter- und Kinderland“, Berlin 1930.

4 Z. B. in der Broschüre der Leiterin der Frankfurter Ehe- und Sexualberatungsstelle: Hertha Riese, Die sexuelle Not unserer Zeit, Leipzig 1927.

5 Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Riskante Chancen — Gesellschaftliche Individualisierung und soziale Lebens- und Liebesformen, Einleitung zu: dies., Das ganz normale Chaos der Liebe, Frankfurt a. M. 1990.

rosexuelle Beziehungsformen gab es vor der Entstehung der Privatsphäre praktisch nicht. Auch innerhalb der Institution der traditionellen Familie und des „Hauses“ waren die meisten informellen Beziehungen geschlechtshomogen.

6. Die Vermutung liegt nahe, daß Lebensgemeinschaften lesbischer Paare von Modernisierungsprozessen nicht nur weniger gefährdet, sondern mit ihnen erst entstanden sind. Möglicherweise hat ein Verfall der institutionellen — z. T. durchaus restriktiven — Voraussetzungen für „diffuse“ Frauenzusammenhänge zur Herausbildung einer Freundinnenpaarkultur beigetragen. Die vorgeschlagene Unterscheidung deckt sich nicht mit der in der historischen Lesbenforschung herausgearbeiteten Gegenüberstellung von „romantischen Frauenfreundschaften“ und Lesbierinnen, die sich selbst so definieren und sich damit zur Praxis genitaler Beziehungen bekennen.⁶ Diese Unterscheidung bezieht sich auf verschiedene Beziehungsinhalte und -formen bei *Frauenpaaren*, während es mir darum geht, Lebensgemeinschaften — explizit oder implizit lesbischer — Frauenpaare von tendenziell offeneren — bzw. mehr als zwei Frauen umfassenden — Beziehungsstrukturen zu unterscheiden.

7. Die lesbische Subkultur mit ihrem Höhepunkt im Berlin der zwanziger Jahre kann nicht eindeutig als Gegenkultur zur Individualisierung und Intimisierung der Beziehungen gewertet werden. Sie war vielmehr auch Hintergrund und Ergänzung der — meist verdeckten — lesbischen Zweisamkeiten, die sie in einer Art entpolitisierte Öffentlichkeit bzw. sekundäre Privatsphäre transzendierte. Die explizit lesbischen Frauenpaare sind einerseits Erscheinungsformen der Individualisierung von Frauenbeziehungen, wie sie andererseits durch die Individualisierung der Arbeitsverhältnisse noch stärker gefährdet sind als — neuerdings — heterosexuelle Paare, u. a. weil sie ihre Asymetrie — zum Beispiel die der sekundären Mobilität (eine bekommt einen Job in X und die andere muß mitziehen) — schwer öffentlich machen und — kollektiv — verändern können.

8. Für die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit der Frauenbewegung und -berufstätigkeit entstehenden Lebensgemeinschaften jeweils zweier Frauen ist die Bezeichnung „lesbisch“ ebensowenig treffend wie „romantisch“ oder „traditional“. Diese Freundinnenpaarkultur enthält die „lesbischen“ und die „prüden“ Paare der Frauenbewegung (z. B. Anita Augspurg/Lida Gustava Heymann und Helene Lange/Gertrud Bäumer), aber auch jede Menge Schwesternpaare. Ihr „romantischer“ oder „traditionaler“ Charakter

⁶ Lillian Faderman, *Surpassing the Love of Men. Romantic Friendship & Love between Women from the Renaissance to the Present*, London o. J. (1981). Dt.: *Köstlicher als die Liebe der Männer*, Zürich 1990; Hanna Hacker, *Frauen und Freundinnen. Studien zur „weiblichen Homosexualität“ am Beispiel Österreich 1870—1938*, Weinheim/Basel 1987; Martha Vicinus, *Sexualität und Macht. Ein Überblick über den gegenwärtigen Forschungsstand zur Geschichte der Sexualität*, in: *Feministische Studien* 2, 1 (1983), 141—156.

ist von ihrer Prägung durch die Berufs- oder Frauenbewegungsarbeit zumindest in den Hintergrund gedrängt. Die „prüden“ und „lesbischen“ Freundinnen-Paare erfüllten um 1900 noch neuartige Anforderungen der Industriegesellschaften, indem sie entweder eindeutig nach dem Modell der Ehe organisiert waren, oder (als Aktivistinnen der Frauenbewegung) die noch nicht durchrationalisierte frauenbewegte Vereinsöffentlichkeit effektivierten und zugleich privatisierten.

9. Die Vermutung, daß sich weiblicher Konservatismus gegen Zerstörung von Frauenbeziehungen gerichtet hat, unterstellt einen subversiv antiheterosexuellen Gehalt „traditioneller“ Frauenbeziehungen, während die lesbische (oder „prüde“) Freundinnenpaarkultur offen antiheterosexuell sein kann, aber nicht muß. Dabei kennzeichnet es natürlich das „Subversive“, daß es nicht eindeutig oppositionell ist. Subversiv antiheterosexuelle Beziehungen zwischen heterosexuell oder bisexuell lebenden Frauen konnten — und können — auch eine „Ventilfunktion“ haben und dazu dienen, heterosexuelle Beziehungen zu reproduzieren oder erträglich zu machen, was aber durchaus nicht ihren hohen Wert für „heterosexuelle“ Frauen herabsetzen muß.

Frei nach Adrienne Rich könnte dieses Phänomen ein „erotisches Kontinuum“ genannt werden⁷, nicht im Sinne der Angleichung struktureller Unterschiede zwischen Frauenbeziehungen und heterosexuellen Verhältnissen, sondern als komplementäre „Bisexualität“, in der solche Unterschiede als positiv erlebt werden.

Einem so gelebten „erotischen Kontinuum“ entspricht auf der anderen Seite eine Strukturähnlichkeit derjenigen Beziehungen, in denen genitale Sexualität im Vordergrund steht, also auch zwischen lesbischen und heterosexuellen Paaren. Zu fragen wäre in diesem Zusammenhang, ob eine relativ geringere Scheidungs- und Wiederverheiraturgsrate bei westdeutschen Frauen vor der „Wende“ ein statistischer Ausdruck für die angedeutete institutionalisierte „Bisexualität“ sein könnte. Im Gegensatz zu „Ostfrauen“ haben vermutlich relativ mehr „Westfrauen“ — von der Frauenbewegung beeinflusst — mit ihren Ehemännern gemeinsame Lebensbereiche reduziert und sich mehr Raum für Frauenbeziehungen geschaffen, die Bedürfnisse befriedigen, welche ihre Männer nicht erfüllen könnten. Der Wunsch nach Trennung vom „alten“ und nach einem ganz „neuen“ Mann wird bei diesen Frauen erheblich reduziert im Vergleich zu Frauen, die ihr ganzes Privatleben mit dem Ehemann teilen und alles menschenmögliche „Verstehen“ von ihm erhoffen.

10. Die neue Frauenbewegung seit ca. 1970 befindet sich in dem Widerspruch, auf der einen Seite den Fortschritt der Individualisierung zu betreiben — als Voraussetzung für individuelle Emanzipation —

⁷ Zum Begriff des „Lesbischen Kontinuums“ siehe Adrienne Rich, Zwangsheterosexualität und lesbische Existenz, in: Dagmar Schultz Hg., Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte von Adrienne Rich und Audre Lorde, Berlin 1983, 138—169.

und auf der anderen Seite meist uneingestandenermaßen traditionelle „diffuse“ Frauenbeziehungen wieder herstellen zu wollen, nämlich in allen Frauengruppen und -projekten. Aus diesem nicht vermittelten und selten reflektierten Widerspruch, der durch das Bedürfnis nach staatlich finanzieller Absicherung der Frauenbewegung noch verstärkt wird, resultieren viele ihrer gegenwärtigen Existenzprobleme.